

DIE #METOO-DEBATTE

Paula-Irene Villa

Seit Mitte Oktober 2017 diskutieren wir #metoo. Auch wenn dieses Thema vergleichsweise spät im Jahr aufkam, so war es laut »Time Magazine« das entscheidende im Jahr 2017. Kein anderes Thema, abgesehen von Trumps Dauertwittern, hat eine derartige Reichweite und Tiefe, einen derartigen »global impact« und eine derart nachhaltige Präsenz erlangt wie #metoo.

Was genau diskutieren wir aber da? Und wer? Die #metoo-Debatte eignet sich, gerade in all ihren Schattierungen, Irrungen und Wirrungen, besonders gut, um über Formen und Dynamiken öffentlicher Debatten und womöglich – pathetisch gesagt – über den Zustand des politischen Diskurses im Allgemeinen nachzudenken. Mit #metoo lässt sich ebenso gut über den spezifischen Inhalt im engeren Sinne wie über die Form als Inhalt im weiteren Sinne nachdenken.

Wie viele andere Themen, über die wir diskutieren, ist auch #metoo Pop und Politik, Kultur und Konflikt, Sein und Schein. 2017 stand für eine (Re-)Politisierung des Pop, die bereits zuvor intensiv eingesetzt hat (»blacklivesmatter« ist nur ein Beispiel), und eine nicht enden wollende Diskussion darüber, ob sich die Linke – besser gesagt: die Nicht-Rechten – nicht viel zu sehr mit Fragen von Kultur, Images, Identitäten und äußerem Schein befasst hätte statt mit dem echten Sein, den echten Problemen und Widersprüchen der echten Menschen jenseits der Bühnen und dekonstruktivistischen Pop-Zeitschriften. Diese Annahme berührt viele Themen, sie wirkt wie eine Unterströmung in vielen Debatten – plötzlich tut sich da ein Wirbel auf, der Differenzierungen oder auch nur Thematisierungen hinabzieht, unter den Wogen von Maximalpositionen,

maßlosen Übertreibungen und Unterschätzungen ersäuft. Aber diese Wirbel müssen nicht den ganzen Lauf der Strömung behindern, sie sind punktuell und tragen auch, so möchte ich zumindest gern meinen, zur Breite und Tiefe der Debatten bei. Bei #metoo zeigt sich dies wieder, in spezifischer Weise.

Denn: Die #metoo-Debatte ist zwar – erstaunlich genug! – nicht von Anfang an, aber doch schon bald begleitet worden von Infragestellungen, Verwischungen, Überfrachtungen, Reduzierungen und Verallgemeinerungen, die jeweils nicht ganz falsch, aber eben doch auch nicht ganz richtig waren bzw. sind. Nicht ganz falsch ist, dass der genaue Gegenstand von #metoo nicht genau greifbar und die klare Abgrenzung zu anderen Themen und Dynamiken nicht möglich scheint, aus guten Gründen. Richtig ist aber auch, dass nicht alles auf einmal für alle angemessen verhandelt werden kann. Bei #metoo zeigt sich, dass einiges mit vielem zu tun hat, aber nicht alles eins ist.

Aber der Reihe nach: Seit Mitte Oktober 2017 ist der Hashtag #metoo in der Welt. Bekanntlich hat dies mit der in der »New York Times« veröffentlichten Meldung begonnen, gegen den Hollywood-Produzenten Harvey Weinstein lägen zahlreiche Beschuldigungen wegen sexueller Belästigung und Nötigung vor. Kurz darauf rief die Schauspielerin Alyssa Milano via Twitter dazu auf, unter #metoo eigene Erfahrungen mit sexueller Belästigung und sexualisierter Gewalt zu teilen: »If you've been sexually harassed or assaulted write >me too< as a reply to this tweet.« Es ging darum, das Ausmaß und die Menge alltäglicher sexueller Belästigung und/oder Übergriffe zu zeigen. Nicht mehr, nicht weniger.

Der Hashtag #metoo trendete wochen-, ja monatelang, er ist seitdem und bis heute enorm erfolgreich. Unter #metoo melde(te)n sich millionenfach Menschen, überwiegend – aber nicht nur – Frauen, mit ihren Erfahrungen zu Wort, das Ganze wurde erwartbar schnell und massiv auf allen Medienkanälen aufgegriffen und seit November 2017 unaufhörlich debattiert. Geteilt wurden Erfahrungen eindeutiger sexualisierter Übergriffe: KO-Tropfen im Club, voyeuristisches Masturbieren von Männern in der Öffentlichkeit, zudringliches Anreiben im Bus, Busengrabschen auf Rolltreppen, handfeste Vergewaltigungen, Zudringlichkeiten im Büro, im Krankenhaus, in der U-Bahn. Sexualisierte Übergriffe bis hin zur Gewalt also, die im Kern unangemessene, deplatzierte, machtgetränkte Sexualisierungen von Praxen, Personen und Beziehungen sind. Genau darum ging und geht es immer wieder unter #metoo. Gemeldet wurden auch: schlüpfrige Anmerkungen, Adressierungen als >eye candy< statt als Profi auf Augenhöhe, eindeutig uneindeutige Avancen. Also keine Gewalt, keine Straftatbestände, keine körperlichen Übergriffe, aber doch unprofessionelle, sexualisierende, sexistische Formen, die das professionelle oder schlicht öffentliche Leben von Menschen, insbesondere Frauen, unbehaglich, schwer, unsicher machen. Grauzonen des alltäglichen Sexismus.

Die schiere Menge schien dann doch zu irritieren. Sollte es wahr sein? Sollten wirklich so viele Menschen, so viele Frauen – und auch manche Männer –,

so viele Kinder in derart unangemessener, übergriffiger Weise angegangen worden sein? Werden? Wirklich? Offenbar hat es nun »klick« gemacht. Viele haben verstanden, was die Wissenschaften wie auch zahlreiche aktivistisch-politische Artikulationen sowie Betroffene seit langem feststellen müssen: Sexualisierte Gewalt und sexuelle Belästigung (nein, das ist nicht dasselbe), die sich gegen Machtschwache richtet, insbesondere gegen Frauen und männliche Kinder, sind endemisch. Dies ist seit den 1970er Jahren durch die Forschung bestens belegt und hat zu der Einrichtung von Frauenhäusern, zur sukzessiven Präzisierung und Verschärfung von Straftatbeständen und zu einschlägiger Präventionsarbeit seitens der Polizei und Schulen geführt. Jüngsten EU-Umfragen zufolge hat eine von drei Frauen seit ihrem 15. Lebensjahr körperliche und/oder sexuelle Gewalt erfahren, jede zweite Frau war mit einer oder mehreren Formen sexueller Belästigung konfrontiert. In Deutschland gaben bei einer weiteren Studie 43% der befragten Frauen an, schon einmal sexuell belästigt oder bedrängt worden zu sein – und 12% der befragten Männer, was ebenso skandalös ist und bislang, jenseits punktueller Skandalisierungen im Kontext von Internaten oder Heimen, nur wenig thematisiert wurde.

Es ist angesichts dieser Fakten schon verwunderlich, wie erstaunt sich viele Kommentatoren und Kommentatorinnen angesichts von #metoo gaben oder es tatsächlich sind. Es wirkt auch unglaublich. Dass die Öffentlichkeit ein Nahkampf um die Selbstbestimmung, die körperliche Integrität, die Würde sein kann – immer sein kann –, das weiß letztlich jede Frau, die hier und heute aufwächst. Welche Frau hier und heute, in Bolivien oder in Norwegen, in Tunesien oder in Südafrika wächst nicht mit dem Dauerhinweis auf, sich zu schützen, aufzupassen: Lass deinen Drink nicht unbeobachtet, mach den Ausschnitt nicht zu tief, den Rock nicht zu eng, die Absätze nicht zu hoch. Geh nicht im Dunkeln allein, nimm besser das Taxi. Nutze die Alarm-App. Vermeide Augenkontakt, halt' die Beine geschlossen, lern Selbstverteidigung. Öffentlichkeit als Nahkampf. Mädchen wachsen weltweit mit solchen Warnungen auf. Vor der sog. Flüchtlingswelle, jenseits dieser, schon immer. So zynisch das klingt: Jungs und Männer werden nicht mal gewarnt.

An der aktuellen #metoo-Diskussion ist Folgendes zugleich irritierend und ihre große Chance: Die Ubiquität und Breite der Betroffenheit macht es unmöglich, das Thema »sexualisierte Gewalt und sexuelle Belästigung« auszulagern. Gut ist, dass wir bis auf wenige Ausnahmen, die das Problem kleinreden oder einhegen wollen, kaum etwas zu Religion, Leitkultur und Werten vernehmen. Keinerlei Forderung nach Massen-Demos zur Distanzierung, nach sofortiger Ausweisung, Internierung oder sonstiger Aussonderung von »denen«. Keine Talkshows, in denen uns Experten über die patriarchale Sozialisation des US-amerikanischen oder des britischen oder deutschen Mannes aufklären, keine langen Dossiers über »den belästigenden Mann« in den Feuilletons (etwa analog zum Dossier in der »Zeit« vom 17.01.2016 nach der Kölner Silvesternacht über

»den arabischen Mann«), keine Forderung nach Unterschriften aller Männer oder Chefs unter »Integrationsvereinbarungen«. Es zeigt sich: Sexualisierte Übergriffe und unangemessene Formen der Sexualisierung, die dem Ort und den Umständen eigentlich nicht entsprechen, die asymmetrisch sind, die beschämend und für die Betroffenen mindestens nachteilig sind – sie haben System! Sie sind keine Einzel- oder Zufälle, keine absonderlichen Ausnahmen oder abwegige, ungewollte Missgeschicke. Sie sind, das ist nicht zu übersehen, Teil aller Religionen und Regionen, aller Alters- und Ausbildungsmilieus, aller Branchen und Berufe. Niemand kann ernsthaft behaupten: nur die da. Das ist eine große Chance, die wir nach der Kölner Nacht in Deutschland gut gebrauchen können – und die hierzulande derzeit durchaus im Sinne einer breiten Diskussion genutzt wird.

Wir haben es also unter der Chiffre #metoo mit einer allgegenwärtigen Struktur zu tun, die sich gleichwohl sehr heterogen, graduell und vor allem höchst kontextspezifisch realisiert. Weder regional noch hinsichtlich des Gegenstands lässt sich genau eingrenzen, was wer wo genau tut und für wen das wie genau ein Problem ist. Das macht die Debatte punktuell auch so schwierig: Ist denn jetzt auch ein blödes Wort, ein schief gelaufenes Date, eine falsche Bewegung dasselbe wie eine Vergewaltigung oder eine forcierte Begrabschung? Nein! Ist es nicht. #metoo handelte und handelt wesentlich von unangemessenen Sexualisierungen in strukturell macht-asymmetrischen Situationen wie z.B. im Job oder in der Öffentlichkeit wie auf einer Rolltreppe am Bahnhof. Das ist auch weiterhin überwiegend Thema. Nur: Warum ist das so? Warum greifen manche ihr an den Busen, und sie schämt sich dafür? Warum wickelt der Chef beim Casting, sie schaut bedröppelt zu und verdrückt sich »asap«? Weil – auch das wissen wir z.B. aus zahlreichen Studien zu jungen Menschen, zur Adoleszenz, zur sexuellen Sozialisation – der Normalfall weiblicher Sozialisation Frauen weiterhin beibringt, dem heterosexuellen Normalfall zugunsten das eigene Unbehagen zu übergehen, die eigenen Grenzen im Zweifelsfall eher zu strapazieren als zu respektieren, sich selber den Vorwurf zu machen, es zu eng zu sehen, zu verklemmt, zu unentspannt oder aber es doch selber provoziert zu haben. Sie ist schuld – an der Belästigung, am Nicht-nein- oder Nicht-richtig- oder Nicht-richtig-und-deutlich-genug-nein-Sagen, an mangelnder Schlagfertigkeit bei der Zote im Meeting, selber schuld halt. Nun auch noch, Deneuve und anderen zufolge, am drohenden Untergang des erotischen Abendlandes.

Das ist ein weiteres tückisches, aber wiederum nachvollziehbares Missverständnis in der #metoo-Debatte: Dass Frauen doch schon längst weiter sind. Und weil sie weiter sind, sollten sie sich locker machen, die erotischen Macht-scharmützel genießen oder sie sich charmant verbitten. Wenn sie das nun öffentlich tun, nämlich unter #metoo eine Debatte über Grenzen des Zotigen anschieben, dann ist es auch nicht recht. Denn offenbar wird, von manchen!, die öffentliche Kritik an sexistischen Verhältnissen und an der sexistischen

Praxis anderer als Opferpose gelesen. Denjenigen, die öffentlich und auf der Grundlage ihrer Selbstbestimmung und Würde für die Grenzziehung zwischen privat und öffentlich, zwischen Flirt und Belästigung, zwischen Spaß und Zwang, zwischen Sex und Professionalität eintreten, wird – von manchen! – dieses Eintreten zum Strick gedreht. Diejenigen, die sich öffentlich im Sinne ihrer Selbst-Behauptung artikulieren, werden – von manchen! – als Opfer diskreditiert. Das ist einigermaßen amüsant, es ist aber hauptsächlich zynisch. Weniger polemisch: Wir können im Lichte von #metoo, diesseits juristischer oder staatlicher Regulierungen darüber nachdenken, dass ein theoretisch vielfach – aber nicht immer – mögliches »Nein« tatsächlich, also empirisch nicht zwingend auch so leicht zu sagen, zu behaupten ist. Über das Wer, Wie, Was und Warum dieser Ursuppe, darüber müssen wir eben auch debattieren. Das ist die Chance von #metoo. Und das schließt ausdrücklich die Mahnung zur Differenzierung und Nuancierung in jeglicher Hinsicht mit ein. Unbedingt.

Die Problematik der öffentlichen Artikulation und des gewichtigen Wortes war und bleibt ein Thema in der #metoo-Debatte, sie weist auch weit über diese hinaus. Wessen Erfahrungen nämlich zählen? Wessen Stimme wird nicht nur überhaupt gehört, wessen Stimme wird überdies ernst genommen, geachtet, verstärkt? Wessen Tweets haben Follower und sind »influential«? Hier zeigt sich die Pop-Dimension von #metoo. Es war wesentlich, dass zunächst und sehr lange, bis heute, also Monate danach, prominente Frauen (und einige Männer) das Wort ergriffen haben. Schauspielerinnen, Sängerinnen, »celebs of all sorts« haben überhaupt für die unleugbare Wucht und Präsenz von #metoo gesorgt.

Das ist mindestens ambivalent. Denn das Thema – sexualisierte Übergriffe und Belästigungen – ist nicht neu, es wird seit Jahrzehnten zum Politikum gemacht. Doch seit dem Zenit der Zweiten Frauenbewegung, deren Bedeutung für die Politisierung und Thematisierung sexualisierter Gewalt als strukturelles Problem gar nicht überschätzt werden kann, seit den späten 1970ern also war es um das Thema weitgehend still geworden. In Deutschland sorgte 1997 die Kriminalisierung der Vergewaltigung in der Ehe für eine intensive Debatte, dann erst wieder der #aufschrei 2013. Nun aber hat die Prominenz der Sprecherinnen das Thema wirkungsvoll platziert. So funktioniert die Aufmerksamkeitsökonomie. Allerdings haben die »celebs« und Promis in den USA erstaunlich geschickt diese Dynamik zugunsten aller Betroffenen und Sprecher*innen politisiert: Sie haben ihre Bühnenmacht genutzt, um den Raum zu weiten und vielen Sichtbarkeit zu verschaffen. So kennen nunmehr auch alle die eigentliche Urheberin des hashtags #metoo, Tarana Burke. Sie blickt uns, neben Taylor Swift und anderen, vom »Time Magazine« würdevoll und mit einer Spur Schalk herausfordernd an. Abgebildet sind auch eine Hotelreinigungskraft und der Arm, der zu einer Frau gehört, die es (noch?) nicht wagt, ihre Erfahrung öffentlich zu teilen. Dieses Cover verdeutlicht eine ethische Kompetenz im Umgang mit der

ambivalenten Dynamik von Sichtbarkeit und Prominenz, die beeindruckt. Ebenso die konzertierte Aktion der >celebs< bei den diesjährigen Golden Globe Awards: Nicht nur kamen die meisten in schlichten, ja sexy und stylishen, of course, schwarzen Kleidern, sondern, und dies ist die wesentliche Nachricht, in Begleitung einer Aktivistin, Betroffenen, Sprecherin von #metoo. Bei den >red carpet<-Interviews ging es mehr um #timesup als um Armani. Die Aktion bei den Golden Globes hat eindrücklich gezeigt, dass Show und Politik sich hervorragend verklammern lassen, wenn man sie klug differenziert und inszeniert.

Das wohl größte Problem von #metoo ergibt sich aus dem, was Schwäche und Stärke der Debatte zugleich ist: der Unmöglichkeit, das Problem scharf oder überhaupt klar einzuhegen und abzugrenzen. Sexualisierte Übergriffe und Belästigungen sind das Thema, das scheint klar. Das allein scheint eine nicht unerhebliche Anzahl von Menschen, eher Männer, aber auch Frauen, zu verunsichern. Wie, Komplimente zur Oberweite einer Kollegin in der Schule oder im Meeting sind eventuell nicht ok? Wie, Angrabschen im Büro oder auf der Rolltreppe ist unangemessen? Wie, voyeuristisches Wichsen beim Casting oder in der Garderobe ist nicht cool? Mag sein, dass dies noch nicht allen hinreichend klar ist. Darüber hinaus – und ernsthaft gesprochen – ist aber nunmehr klar, dass sexualisierte Übergriffe und Belästigungen Teil einer strukturellen Kultur sind, die gar nicht so leicht auf den Nenner zu bringen ist. Darin eingelagert sind Annahmen von Weiblichkeit als Gefälligkeit, als schöner und begehrenswerter Körper, als Sex-Objekt, das aber zugleich beschämbar und tugendhaft ist.

Die Doppelfigur Hure/Heilige strukturiert offenbar nach wie vor das Frauenbild, auch wenn echte Frauen sich in echten Berufen mit echten Kompetenzen bewähren. Das Recht, über den Körper von >anderen< zu verfügen, strukturiert fortwährend die Textur hegemonialer Männlichkeit – >andere< sind machtschwächere Männer, Kinder, Frauen, rassifizierte oder sexuell marginalisierte Männer und Frauen. Kurzum, die komplexen Verwicklungen von Macht, Gewalt und Sexualität in der Moderne sowie die damit verbundenen Normen der Zweigeschlechtlichkeit, sie bilden den Boden, auf dem sexualisierte Übergriffe nicht nur gedeihen, sondern ein so offenes und lautes Geheimnis sind, dass es – siehe Weinstein, siehe aber auch Internate und Vereine aller Couleur – Jahrzehnte massiven Missbrauchs geben kann, ohne dass jemand ernsthaft behelligt wird. In diesem Lichte (wie im Lichte aller einschlägigen Studien zum Thema, die nur ein oder zwei Klicks entfernt sind) sollten diejenigen, die nun vom puritanischen Tugendfuror und von Hexenjagd raunen, den rhetorischen Ball eher flach halten. Viel zu lange und viel zu massiv ist die Verweigerung von sexueller und überhaupt körperlicher Selbstbestimmung gegenüber den strukturell Machtschwächeren das offene Geheimnis moderner Gesellschaften gewesen, hüben wie drüben, hier wie dort, christlich wie jüdisch oder muslimisch, und sie ist es noch. Sexuelle Übergriffe haben

mit Weiblichkeits- und Männlichkeitsfantasien zu tun. Uns alle damit zu konfrontieren, das ist die Stärke der Debatte.

Zugleich, und das ist die Schwäche: Es ist nicht alles dasselbe. Es ist vielmehr im Sinne aller Betroffenen und im Sinne der Sache entscheidend, zwischen Sexismus, sexueller Nötigung, sexualisierten Übergriffen und sexualisierter Gewalt zu unterscheiden. Das ist nicht nur juristisch nicht leicht, aber nötig. Ohne die Erfahrungen derjenigen, die betroffen sind, wird es nicht gehen. Tatsächlich sind unpassende Sprüche zum Aussehen statt zur Expertise einer Politikerin im öffentlichen Raum kritisierbar, an ihnen lässt sich eine Menge über das Verständnis von Geschlecht und Gesellschaft ablesen. Aber derartige Kommentare sind in keiner Weise dasselbe wie körperliche Übergriffe oder gar handfeste Gewalt. Nicht jedes Wort ist gleich eine schlimme, gar justiziable Tat. In diesem Lichte sind die Warnungen vor einem aufkeimenden Puritanismus verständlicher, wenn sie auch weit über das Ziel hinausschießen. Weitaus sachdienlicher ist es, denjenigen ernsthaft zuzuhören, die vom Leid berichten, ihren Job oder ihre Präsenz in der Öffentlichkeit als auf Dauer gestellten Nahkampf um Würde erleben zu müssen. Und gemeinsam zu sinnvollen Differenzierungen zu kommen. Das ist so schwer auch wieder nicht.

Niemand muss sich fürchten vor dem Untergang des erotischen Abendlandes. Auch wenn die Beschwörung dieses Szenarios Anfang 2018 wieder die Feuilletons erregt, so gibt es mit #metoo eigentlich nur zu gewinnen: Guten Sex, der mit Macht spielt, weil und insofern alle Beteiligten genau das wollen und dies in angemessenen Kontexten stattfindet. Und sachgerechte Macht, die sich nicht zu Lasten der strukturell Abhängigen sexualisiert, um die eigenen Privilegien zu sichern. ◆